

21

Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Vornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexö.

Ein Ende weiter führte ein Seitental nach links hinein. Zergendeine furchtbare Kraft hatte an dem Felsen gezerrt und gerissen und ihn aufgebrochen; die frischen Bruchflächen nahmen sich wie eine Wunde aus gegenüber dem Alter des übrigen Gesteins. Auf der Bruchfläche zogen sich mehrere Fuß lange Abdrücke hin, als wäre der Fels von den Donnerkeilen einer erzürnten Gottheit gespalten worden. An anderen Stellen trug der Rand des Bruches den Abdruck eine Reihe von Riesen- zähnen, und darüber lag, wie in gekauten Bissen, die Klippe, als hätte ein Riese sich ans Werk gemacht, sich hier hineinzufressen, und das Ganze wieder ausgespöen. Ringsum über dem Bruch lagen umgestürzte Bäume mit herausgebrochener Wurzel, überall war das Gestein zerwühlt und beiseitegestoßen — gewaltige Hünen mußten hier gehaust haben. . . .

Etwas einwärts lag eine kleine Hütte, am linken Giebel saß ein Greis und konnte sich.

„Guten Tag,“ sagte der Wanderer, „ist das nicht der alte Ole? Lebst Du noch?“

„Ja, das tu ich. Es scheint fast, als hätte der Tod mich vergessen.“

Der Alte hob den Kopf und hielt sein blindes Angesicht aufwärts.

„Jetzt sollst Du geholt werden, Ole.“

„Ja, ich bin bereit, — wenn's denn unbedingt sein soll.“

„Du willst es in die Länge ziehen.“

„Ach ja, Du. Früher war es mir immer einerlei, wie lange ich leben würde. Wenn man von seinem fünfsten Jahre bis an die Siebzig gearbeitet hat, kann man wohl müde werden. Aber dann nahm der Steinstaub mir mein Augenlicht, und nun sitz ich hier und bin zu nichts nütze und denke an so mancherlei, das sich mir früher nie offenbaren wollte. Ueber die Sonne freu ich mich auch, und ich lausche der Natur. Und die, unter denen ich lebe, habe ich kennen gelernt. Bevor ich blind wurde, kannte ich nichts als den Stein und meinen Hamem — das tägliche Brot muß ja herbeigeschafft werden.“

„Du hast also noch nicht genug vom Leben?“

„Um meiner selbst willen möchte ich gern noch eine Weile auf diese neue Art leben. Es ist so hübsch, hier zu sitzen und alle die Gedanken auszudenken. . . . Woher nur der Reichtum kommen mag, den man in seinen Kopf aufnimmt? Und um mich her spielen die Enkel, und die Frau meines Sohnes kommt und geht. Ein ganzes Leben leben sie, vom Ausgang bis zum Untergang der Sonne. . . . Aber ich liege ja den andern, die arbeiten müssen, nur zur Last; jeden Bißchen Brot, den ich verzehre, nehme ich denen weg, die heranwachsen sollen. Ole ist bloß im Wege, er muß machen, daß er verschwindet! — Wer bist denn Du, mit Verlaub?“

„Ich bin das Glück,“ sagte der Fremde. Seine Stimme war merkwürdig mild geworden.

Der Greis lachte: „Geht jetzt das Glück auch in dieser Gegend hier spazieren? Dann steht die Welt gewiß nicht mehr lange. Aber da Du nun einmal hier bist, solltest Du meinem Sohn Hans helfen; er hat es sich in den Kopf gesetzt, das Glück zu erringen, und nun habe ich Angst, daß sein Verstand nicht dafür ausreicht. Aber dauernd müßte es sein, denn er hat eine schwere Art.“

„Das Glück, das ich schenke, dauert ewig,“ erwiderte der Fremde, „und wenn man es erst einmal erreicht hat, wünscht man sich nichts mehr.“

„Das verschlägt, Gott verdamme mich . . . sonst pflegt es nur so lange zu dauern, als es dauert,“ rief der Alte. „Vor- erst wünscht sich mein Sohn also ein Haus mit Ackerland dazu; er ist es müde, den Felsen zu pflügen. Es ist auch eine harte Manier, sich sein Brot zu verdienen.“

„Hör mal, was sind das für Riesenkräfte, die da oben gewirtschaftet haben? Die ganze Felsenfläche ist aufgewühlt und umhergeschleudert worden.“

„Riesenkräfte!“ Der Greis mußte lachen. „Der alte Ole hat das mit seinen Händen ausgerichtet. Ich hab mir so ge-

dacht, ich wollte auch mal was für mich selber vollbringen; da hab ich denn in einem Winter die äußerste Schicht des Berges umgekehrt, um zum Kern zu gelangen. Aber als ich so weit kam, konnt ich nicht mehr. Die Speisekammer war leer und der Kredit zum Teufel. Der alte Ole sollte doch nicht seinen eigenen Steinbruch zum Arbeiten haben.“

Ole hob seine erloschenen Augen nach der Stelle hin, wo der Fremde stehen mußte; als er keine Antwort bekam, entdeckte er, daß er allein war, und versank wieder in seine Grübeleien.

Der Mann in dem grauen Mantel verließ die Dämmerung im Tal und stieg über die weite Schloßheide hinan. Die Sonne war überm Meere untergegangen und legte ihre Röte auf die Felsen und das Heidekraut, das noch einmal zu erblühen schien. Auf einem Block saßen ein paar Holsjäger um einen Stammeraden herum, der sich vor Schmerzen wand. Er hatte sich ins Bein gehauen.

Der Fremde beugte sich über ihn und untersuchte die Wunde mit kundiger Miene. „Es wird das werden, was es werden soll,“ sagte er. „Nehmt Spinnweben zur Heilung!“ Dann ging er weiter über den hübschen Pfad, der am Rande der Felsen hoch überm Meere verläuft. Er wanderte in der Richtung auf die Ringe-Hügel zu und verschwand im Dunkel.

I.

In dem Raume arbeitete der wechselnde Laut der Atemzüge von zehn Schläfern: kurze, zarte Töne gleich weichem, hingehauchtem Pfeifen, und der schwere Ton aus einem großen, ermüdeten Körper, und endlich das Röcheln eines Greises unterm Alpdruck, das gleichmäßig anstieg, bis es mit einem erstikten Brüllen schloß, worauf der Alte erwachte, sich langsam umdrehte und von vorne begann. Die Atemzüge hallten in die niedrige Stube hinans, vermischten sich miteinander und hingen wie eine wachsende, betäubende Masse unter der Decke.

Dann regte sich eine Hand, die nach Streichhölzern suchte; die Flamme fraß sich ins Dunkel hinein und wurde zu kaltem Dampf über jedem Schläfer. Eine Frau steckte die Beine aus dem Kofen hervor, sie sah ein wenig da und ließ sie mit geschlossenen Augen hin und her baumeln, dann hob sie das Licht in die Höhe, so daß es die alte Uhr beschien. Halb vier! Hastig warf sie einen Rock über und machte im Ofen Feuer. Die nackten Beine waren blau vor Kälte und todmüde in den Bewegungen.

Der Kessel begann zu surren. Mit der flackernden Kerze ging sie zwischen Stube und Küche hin und her, versuchte durch die nackten Fenster hinauszublicken, seufzte dann auf, und ein Schauer überlief sie. Der Kaffegeruch drang allmählich durch die Stube.

„Hans!“ rief sie behutsam. „Hans! es ist vier!“ Im Kofen wandte sich ein schwerer Körper und fiel gleich wieder zurück. Sie kam herein und rief wieder: „Du hast einen langen Weg und wirst schwer vorwärtskommen, heut Nacht hat ein Schneesturm gewütel.“

Nun sah er auf dem Betrande und kleidete sich an, bei jeder Bewegung knackte es in seinen Gelenken. Bei den Strümpfen mußte die Frau ihm helfen, auch bei der Weste und dem gestrickten Isländer Wams — er konnte die Arme nicht so weit nach hinten führen. Dann stand er da, schwer und breit gebaut; in seinem Gesicht zuckte es schmerzlich, als wäre er brutal herausgerissen worden aus einer Todesruhe. Schlaftrunken wankte er zum Tisch und trank seinen Kaffee.

Einige der Kinder richteten sich von ihrem Lager auf, starrten ihn nachwandlerhaft an und fielen wieder zurück. Die, die aufwachten, zogen schnell wieder die Betttücher über den Kopf, wenn sie seinen Augen begegneten.

Kein Wort wurde gewechselt zwischen Mann und Frau. Sie ging und kam, goß Brantwein und Bier in die Flaschen und packte den Proviantkorb. Dann nahm sie die Stroßsohlen vom Ofen, legte sie in seine Holzschuhe und half ihm in die große Jacke hinein.

Erst als er schon halb aus der Tür war, rief sie ihn unsicher an. „Ach, könntest Du mir heut abend nicht ein paar Kleinigkeiten einkaufen, wenn Du an dem Geschäft vorbeikomst,“ sagte sie mit einem Konfall, als wäre es ihr jetzt erst eingefallen, und steckte ihm ein Papierchen zu. Er ging weg,

ohne etwas zu sagen; aber sie wußte, daß er sie richtig verstanden hatte.

Eine Weile saß sie zusammengesunken da, die Hände im Schoß. Fröstelnd dachte sie an den Mann, der da draußen in dem bösen Wetter marschierte und sich vorwärtsarbeitete durch die Felsen und das Dunkel. Eine Stunde Weges hatte er bei diesem garstigen Wetter bis zu seinem Arbeitsplatz, und dann kam der lange Tag in den Meeresklippen; von der See wehte die schneidende Kälte herüber, das Eisenwerkzeug hing an den Händen, und der Fels war glatt und verräterisch unter dem Schnee. Wenn ihm nun ein Unglück zustieße, was sollten sie dann anfangen? Einen Augenblick streifte sie eine Erinnerung aus besseren Jugendzeiten, und ein Bedauern, daß sie ihn nicht um seiner selbst willen zu Hause behalten hatte. Aber dann mußte sie aufstehen, hunderterlei rief nach ihr, sie hatte keine Zeit für rührselige Gefühle. Die Kleider des Mannes und der ältesten Kinder hatte sie gestern abend, nachdem die andern zu Bett gegangen waren, nachgesehen und gestopft; nun waren die der jüngsten an die Reihe; sie sollten ja die Sachen anziehen, wenn sie aufwachten. Zum Wechseln war nichts da. So war es stets Tag aus Tag ein gegangen, das ganze Jahr hindurch; wenn sie die Gedanken nur einmal einen Augenblick abwandte, fiel das ganze Heim in Lumpen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Hebbel, der Dichter.

Wer die deutsche Kultur liebt, wird ihre offiziellen Gedenkfeste im allgemeinen nicht gerne feiern. Sie gleichen allzu häufig einem offiziellen Gottesdienst.

In den weiten Räumen der Kirche sitzt eine feilliche Versammlung von Damen und Herren, von bürgerlicher und militärischer Eleganz. Wenn dann der Geistliche eine schöne Predigt hält und die Klänge der Orgel durch den weiten Raum brausen, entsteht ganz von selbst eine weihevolle Stimmung und die Teilnehmer lassen sich mit neugestärktem Seelenfrieden zu dem Festessen nieder, das später am Tage folgt. Bevor das alles aber stattfinden konnte, mußte jema nd gekreuzigt werden, und in zweifelsüchtigen Gemütern entsteht dann die Frage, ob die Angst von Gethsemane und die schauerliche Einsamkeit von Golgatha wirklich nötig waren, um diesen Effekt zu erzeugen. Die offiziellen Gedenkfeste der Kultur verhalten sich aber zum wirklichen Kampf der Kultur wie jene soupirierenden Anhänger des Evangeliums zu dem Gekreuzigten von Golgatha, der zwischen zwei Verbrechern starb.

Auch den Hebbel feiern, die augenblicklich rings im Lande gerüstet werden, wird dieser schneidende Wiston nicht fehlen. Auch in diesen Festen wird ein immanenter Hohn liegen, den kein Junker überbieten kann. Auch hier mußte jemand gekreuzigt werden, um die ideellen Kosten eines Soupers zu bestreiten.

In Berlin herrscht augenblicklich ein Theater system, das durch und durch verfault ist. Die peinlichsten Krankheitserscheinungen der Deladung werden öffentlich ausgestellt; die ordinärsten Instinkte des Amusements werden entzweit. Alles, was Hebbel bekämpfte und verachtete, tummelt sich im Licht der Theaterlampen. Wenn aber der Geburtstag Hebbels herankommt, werden alle diese Bühnen einen Hebbelabend veranstalten. Der Dramaturg des Hauses wird einen Prolog zusammenschreiben, ein Drama Hebbels wird über die Bühne gehen und schließlich wird sich das Premierenpublikum bei einem soliden Abendessen von dem ungewohnten Schreck erholen.

In Berlin erscheinen sehr gelese ne Zeitungen, die einen indirekten Vernichtungskrieg gegen die deutsche Kultur führen, indem sie ihre Spalten mit dem Abhub des Auslands füllen und alle Ewigkeitswerte der Kultur den flüchtigsten Erscheinungen des Tages opfern. Wenn aber der 18. März herankommt, werden alle diese Zeitungen, nobel wie sie nun einmal sind, dem einsamen Ditmarscher in einem bildschönen Artikel huldigen, um bereits in der nächsten Abendausgabe jeden Atemzug seines Lebens, jede Wunde seines Kampfes zu verraten.

Ein Herausgeber Hebbels meint: „Wenn irgendwo das harte Erz seiner Poesie weiche, flüssige Formen angenommen hat, ohne an ursprünglicher Kraft einzubüßen, so ist es in seinen lyrischen Gedichten.“ Ein derartiges Urteil ist überhaupt nur zu verstehen, wenn man den Begriff „lyrische Gedichte“ so weit faßt, daß er sämtliche Gedichte Hebbels umfaßt. Einen Begriff so sehr erweitern, heißt aber selbstverständlich ihn aufheben. Die Lyrik hat künstlerische Raivität zur Voraussetzung und gerade die Raivität fehlte Hebbel. Durch sein ganzes Schaffen geht ein Zug von philosophischem und problematischem Denken, der sich mit der reinen Lyrik nicht verträgt. Ein naiver Handwerksbursche kommt eher zu einem Lied als ein Philosoph. Die Handwerksburschenlieder in „Des Knaben Wunderhorn“ sind heute noch so frisch wie am ersten Tage, während beispielsweise die philosophische Lyrik Schillers zu verstauben beginnt.

Freilich: Die Natur schafft nicht nach Schablonen und so findet sich auch bei Hebbel manches rein lyrische Gedicht von hohem Wert. Im besonderen die Rot seines Lebens hat ihm manchen Schmerzensschrei von erschütternder Gewalt entris sen. Wer aber, wie ich es einmal in einer größeren Abhandlung getan habe, die Eigenart aller seiner Gedichte untersucht, wird bald erkennen, daß die rein lyrischen Gedichte selten sind und oft einen fatalen verstandesmäßigen Zug an sich tragen. Wer in die Welt der Hebbelschen Gedichte tritt, wird allerdings von leuchtender Schönheit umflossen, nur geht die Schönheit nicht von den lyrischen Gedichten aus. Sie geht immer von den Gedichten aus, in denen eine fremde Gestalt, eine fremde Situation belebt wird, im besonderen von den Balladen.

Im Balladenkranz Hebbels findet man den großen Dichter wieder, der einem in der Lyrik zu entgleiten droht. In der Ballade hat Hebbel die Schatzkammer der deutschen Literatur um Steine von dunkler, dämonischer Pracht bereichert. In der Ballade konnte sein strenges Denken zu einer tiefen Auffassung des Motivs führen. Es sei hier nur an ein philosophisches Motiv erinnert, das in seinen Balladen immer wiederkehrt — das dunkle Wallen des Schicksals, dem uns jeder Schritt entgegenbringt, durch den wir zu entfliehen gedachten. Die Ballade Hebbels berührt sich hier mit dem griechischen Drama.

In den schroffen Konflikten der Ballade konnte die schroffe Natur Hebbels ihr Genüge finden. In der harten Welt der Ballade konnte sein spröder, harter Vers zu einem Mittel der Wirkung werden. In der Ballade finden wir den großen Ditmarscher wieder, den wir aus den Dramen kennen — seine mächtige Phantasie, seine ebernen Gestalten, sein trotziges Bohren an die letzten dunklen Tore der Erkenntnis.

Wer Hebbel für einen Lyriker mit „weichen, flüssigen Formen“ hält, wird niemals begreifen, wie er die schredlichen Widmungsstangen schreiben konnte, die er seiner „Maria Magdalena“ voran setzte. Hier hat sein abstraktes Denken die Poesie restlos aufgefressen. Von unserem Standpunkt aus aber führt ein Weg des Verständnisses sowohl zu jenen ästhetischen Verirrungen wie zu der Schönheit der Balladen.

Der von ihm selber oft betonte Grundzug seines Wesens ist die Freude am Problem. Er liebt das Leben am meisten, wo es sich in der Gebrochenheit eines Problems offenbart. Mit dieser Veranlagung aber mußte er notwendig zum Drama kommen. Im Drama wird das Leben des einzelnen in seiner problematischen Abhängigkeit vom Weltganzen dargestellt. Der einzelne wird von der allmächtigen objektiven Welt vernichtet. Eben diese Gefahr aber, von der kalten Welt individuell vernichtet zu werden, hatte Hebbel durchlebt. Das Drama ist die Form der schroffen Konflikte und Hebbel war durch sehr schroffe Konflikte hindurchgegangen. In der Tragödie rebelliert der Einzelwille gegen das allmächtige Weltganze und darum schreibt niemand eine Tragödie, dem nicht ein harter Wille eigen wäre. Hebbels Wille aber war vom Schicksal gehämmert worden wie ein Schwert. Man kann zusammenfassend sagen, daß Hebbel Dramen schrieb, weil er selber aus einem dramatischen Konflikt mit der Welt hervorgegangen war. In der dramatischen Form fand sein eigenes Schicksal Stimme und Sprache, und im Drama hat er darum auch seine großen künstlerischen Schlachten geschlagen.

Man kann dabei ruhig streichen, was gestrichen werden muß. Wer Hebbel mit Schonung glaubt gegenüber treten zu dürfen, macht sich einer Annahmung schuldig. Man kann ruhig aussprechen, daß sein „Michel Angelo“ wie eine beiläufige Gelegenheitsdichtung wirkt, daß sein „Trauerspiel in Sizilien“ wie eine Kuriosität anmutet und daß er mit seiner „Julia“ scheiterte, weil ihm der historisch-politische Sinn für die eigene Zeit fehlte. Aus eben diesem Manko erklärt sich auch sein hartes Urteil über die politischen Dichter der vierziger Jahre. Wenn man bedenkt, daß sich unter ihnen der prächtige Freilichttraher befand, muß sein sinnloses Urteil notwendig verlesen.

Wie sehr ihm das Organ für den historisch-politischen Inhalt der eigenen Zeit fehlte, erkennt man am besten aus seinem „Trauerspiel in Sizilien“. Wenn man das Stück naiv liest, sieht man zwei (mit Hebbelscher Meisterschaft gezeichnete) vertierte Landsoldaten, die zu Verbrechern werden, während sie ihrem Amt nach die Ordnung aufrecht erhalten sollten. An der Peripherie der Handlung tritt dann noch ein besitzgieriger Dorfrichter auf.

Li est man nun in den Tagebüchern und in der Vorrede, was Hebbel mit diesem Drama eigentlich will, kommt man aus dem Staunen nicht heraus. Die beiden Landsoldaten sollen den vormärzlichen Polizeistaat verkörpern, weil auch im Polizeistaat die Wächter der Ordnung sehr oft zu verbrecherischen Mitteln werden. Der habgierige Dorfrichter aber, der zum Schaden der Allgemeinheit in ganz sinnloser Weise seine Schätze zusammenfächert, soll das Besitzproblem in seiner schärfsten Fassung veranschaulichen. Nun möchten wir nur ungern dem vormärzlichen Polizeistaat das Wort reden, wenn aber Hebbel wünscht, daß die beiden Landsoldaten als seine Produkte erscheinen sollen, müssen sie im Drama auch historisch-politisch aus ihm abgeleitet werden. In Wirklichkeit aber wird in dem Drama historisch-politisch überhaupt nichts motiviert. Auch der habgierige Dorfrichter ist ohne jede historische Bedingtheit und repräsentiert eben nichts weiter als die menschliche Gabsucht. Was Hebbel an sogenannten „Zeit-

ideen" in seine Dramen hineingegrübelt hat, ist für uns Nachgeborene ohne Belang. Für den historischen Inhalt seiner Zeit fehlte ihm das Organ. Was er hier zu geben glaubt, sind unverständliche Kunen, die man ohne Kommentar überhaupt nicht entziffern kann.

Auch seinen wirklich großen Dramen gegenüber kann man die Schwächen ruhig einräumen, die seine Gegner so oft unterstrichen haben. Im Hinblick auf die funkelnde Wortpracht bei Schiller, sagt Jean Paul einmal, daß Schiller die Leiter mit einer von Diamanten starrenden Hand schlage. Wenn ihn das auch nicht am Spielen hindere, so hindere das Funkeln doch uns mitunter am Schauen.

In derselben Weise kann man von Hebbel sagen, daß sein grübelnder Verstand mitunter verschlungene psychologische Wege wandelt, die ihn nie hindern, das Ziel zu erreichen, wohl aber uns das Mitkommen erschweren. Auch daß seine Geschöpfe auffallend viel Verstand haben und noch im äußersten Wirbelsturm der Leidenschaft mit den Gründen der spitzfindigsten Logik rasonieren, kann nicht gut bestritten werden. Er hatte in diesem Punkt mehr mit Lessing gemein, als ihm selber angenehm gewesen wäre. Selbst aber, wenn man auf diese Weise einräumt, was eingeräumt werden muß, bleiben noch geniale Taten zurück. Wer eins seiner herrlichen Dramen etwa „Herodes und Mariamne“, an sich erfahren hat; wer durchlebt hat, wie in der verfaulenden römischen Welt Gift und Dolch und Leidenschaft gegeneinander wüten und gegeneinander wüten müssen; wer gesehen hat, wie zum Schluß die Morgenröte einer neuen Zeit das blutige Chaos beleuchtet, wird auch empfunden haben, daß neben Hebbel in seinen besten Stunden bis auf Shakespeare alles andere versinkt.

Und davon läßt sich so wenig etwas abmarkten, wie man die Unendlichkeit durch das Abziehen endlicher Größen verkleinern kann. Erich Schlaifer.

Gedichte und Gedanken von Hebbel.

Die menschliche Gesellschaft.

Wenn du verkörpert wärest zu einem Leibe,
Mit allen deinen Sagen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie schamlos knechten,
Damit dem Toten diese Welt verbleibe;

Die gottverflucht in höllischem Getreibe,
Die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreiße:

Da dürftest dir das schlimmste deiner Glieder,
Red, wie es wollte, tie in die Augen schauen.
Du mühtest ganz gewiß vor ihm erröten!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,
Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen,
Du hast das Amt, zu rauben und zu töten.

Das revolutionäre Fieber.

Freilich, ein Fieber das Volks, das revolutionäre,
Aber, wie seltsam, es stirbt immer der König daran!

Modernes Privilegium der Wissenschaft.

Philosophiert, nur tut's im Kreise des Staats und der Kirche!
Wirklich? Sagt doch einmal: wißt Ihr, was Ihr erlaubt?
Einen Beweis, daß alles in Weiden vortrefflich bestellt ist;
Aber ich dächte denn doch, diesen führet Ihr selbst!

Ich sitze so fest in meiner Haut, wie irgend einer; aber ich würde mich schämen, der objektiven Welt, die ich darstelle, meine Privatveröhnung als eine allgemeine aufzudringen, ich würde mich deshalb schämen, weil sie auf Resignation beruht, und ich als Individuum wohl für mich resignieren darf, nicht aber für die Menschheit mit ihren ewigen Rechten und Interessen.

(Aus einem Brief an Ruge v. 11. Dez. 1847.)

Taten? Was sind denn Taten? Kunstwerke und wissenschaftliche Entdeckungen! Der Kreislauf des Blutes, die Theorie des Lichts, der König Lear können den Engländern durch hundert Schlachten nicht verloren gehen, wohl aber die Flotte, Indien und Australien, ja Old-England selbst! Lord Palmerston würde länger dauern, wenn er ein Komma im Shakespeare wäre, als jetzt, nun er Hauptvokal im Staatsrat ist.

(Aus Kollektanen, Gedanken und Erinnerungen.)

Natur, du kannst mich nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt,
Du kannst auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreist;

Du mußt sie alle wieder wecken,
Die Wesen, die sich, groß und klein,
In deinem dunklen Schoß verstecken
Und träumen, nun nicht mehr zu sehn.

Natur, ich will dich nicht beschwören:

Veränd're deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannst mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Gestorben, mich im Stein verfließen,
Im härtesten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaulle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbrust sich schaulle,
Ich schlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tausend Festestänzen,
Als Mittelpunkt im Strahlenglanz
Vielleicht, wie nie ein andrer, glänzen,
Doch keiner ahnt, woher der Glanz.

Erst, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger still in's Ohr,
Daß einst ein Mensch zerann zur Träne
Und die zum Edelstein gefror!

Wenn eine Revolution verunglückt, so verunglückt ein ganzes Jahrhundert, denn dann hat der Philister einen Sachbeweis.

Es gibt nur eine Sünde, die gegen die ganze Menschheit mit allen ihren Geschlechtern begangen werden kann, und dies ist die Verfälschung der Geschichte.

An den Tragiker.

Wade den Menschen, Tragödie, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert!
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Berlin vor der Revolution.

Die bürgerliche Geschichtsforschung, die an Darstellung und Aufklärung der deutschen Revolution noch so vieles schuldig geblieben ist, hat sich im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr in die Vorgeschichte der Revolution vertieft. Eine Modeströmung, die unser Bürgertum aus unseren lärmenden, leidenschaftserfüllten Tagen sehnsüchtig nach der idyllischen Ruhe der Wiederkehrzeit des Vormärz verlongen läßt, schafft sich immer breiteren Raum in der Kunst, besonders in der Literatur. Ein Neudruck alter Schilderungen oder Memoiren, in denen das gelobte Zeitalter „anheimelnd“ lebendig wird, folgt dem anderen. Es ist gut, daß die historische Kritik diese neue Legende vom Vormärz zerstört, während sie sich noch bildet.

Das Berlin vor der Märzrevolution, dessen Bild uns eine neue gut angelegte, alles Quellenmaterial verwertende Schilderung vermittelt (Dora Meyer, Das öffentliche Leben in Berlin im Jahr vor der Märzrevolution. Berlin 1912), war eine ausgesprochene Stadt-individualität bei allen Widersprüchen, die es in sich vereinigte. Berlin war damals in einer raschen Fortentwicklung von alten Zuständen zu neuen hin. Es begann Großstadt zu werden, ohne die Kleinstadt in sich überwunden zu haben. Schon damals bewirkte seinen Bevölkerungszuwachs hauptsächlich die Anziehungskraft seiner stets steigenden wirtschaftlichen Bedeutung. Dieses Neuberlinertum brauchte natürlich Zeit, um zu einer gleichartigen Masse zu verschmelzen. Aber tiefer als diese Gegensätze lagen sich schon die sozialen auf. Unterhalb des Bürgertums und des ehrfamen Handwerks sammelte sich bereits ein starkes Proletariat. Die Berliner Maschinenindustrie begann schon Ansehen zu gewinnen. Das Handwerk aber litt unter der Konkurrenz kapitalkräftigerer Unternehmungen, die z. B. im Schneidergewerbe viele Meister in Abhängigkeit brachten, das Engros- und Exportgeschäft der Berliner Konfektion fing damals an, auf Kosten des Handwerks zu gedeihen. Dafür war die Hausindustrie mit ihrer schrankenlosen Arbeitszeit und all ihrem Glend zahlreich. Aber dieses Glend war noch stumm und deshalb fast unbeachtet.

Der Revolution gingen belammtlich schwere Rot- und Hungerjahre voraus. Die Getreidepreise waren ungeheuerlich gestiegen. „Die Semmeln sind so klein,“ schrieb ein Satiriker damals, „daß sie einer Mücke in die Augen fliegen können.“ Die Kartoffel, das Brot der Vermissten, war ganz mickrot. Der Preis für die Mehe wurde von wucherischen Händlern zeitweilig bis zu der damals unerschwinglichen Summe von einem Silbergroschen in die Höhe getrieben. Es war kein Wunder, daß es schließlich zu offenen Ausbrüchen der Verzweiflung kam.

Während das Volk so Rot litt, erwartete es von Stadt und Gemeinde vergeblich Abhilfe. Nur mit kleinen Palliativmitteln wurde an seinen Gebrechen herumkurirt. Was konnten hier die Gaben bürgerlicher Suppenvereine helfen oder die 6000 Brot-

marken, die die städtischen Armenkommissionen eine zeitlang täglich verteilen ließen? Die Zahl der Armen stieg derart, daß selten jemand ohne Entschädigung Armentorsteher werden wollte," erzählt die Verfasserin, ohne die grimmige Ironie zu bemerken, die in dieser Konstatierung gelegen ist.

Diese Not wurde noch verschärft durch die volksfeindliche Steuerpolitik, die gerade die ärmsten Schichten am schwersten belastete. Die Hauptverbraucher der Stadt waren die Mietsteuer und die Mahl- und Schlachtsteuer, auf die fast zwei Drittel ihres ordentlichen Budgets gestellt waren. Die Mietsteuer hatte für alle Quartiere gleiche Höhe, und da auch die Mietspreise bei der ständig wachsenden Einwohnerzahl und relativ geringerer Vantätigkeit in diesen Jahren beträchtlich stiegen, mußte ein Statistiker feststellen, daß ein gutes Drittel der Berliner Bevölkerung in durchaus unzulänglichen Wohnungen hauste. Die Mahl- und Schlachtsteuer belastete gerade die notwendigen Lebensmittel. Und als sie in der Zeit der ärgsten Teuerung für drei Monate suspendiert wurde, waren die einzigen, die den Vorteil davon hatten, die — Bäckermeister. Trotzdem stimmten die meisten städtischen „fortschrittlichen“ Vertreter im Landtag von 1847 gegen die Aufhebung der Steuer, um den Kommunen diese bequem zu erhebende Einnahme nicht entgehen zu lassen.

Das Volk hatte auf diese Kommunalpolitik, die auf seine Kosten gemacht wurde, nicht den geringsten Einfluß. Nur sechs Prozent der Bevölkerung hatten das Bürgerrecht, das für den hohen Betrag von dreißig Talern käuflich, aber auch dann noch an die Zustimmung der Stadtverordneten geknüpft war. Nur diese sechs Prozent waren wahlberechtigt zur Stadtverordnetenversammlung, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit tagte. Was Wunder, daß das Interesse an diesen Verhandlungen nur ganz gering war, daß kein Zusammenhang zwischen Wählern und Gewählten bestand, daß die Versammlung durch ihr schwankendes Auftreten gar kein Vertrauen besaß. „Im Rathhause in der Breiten Straße sind Schlafstellen zu vermieten", sagte der Berliner Volkswig, der in dieser schlechten Zeit erst recht nicht schlief.

Die Staatsregierung, nach dem ungeschriebenen Grundgesetz des Absolutismus, hatte nur den einen politischen Gedanken, alles zu vermeiden und zu verhindern, was irgendwie die bestehenden Verhältnisse ändern könnte; dafür, daß neue Ideen sich nicht zu sehr ausbreiten könnten, sorgte die Zensur, die die Entwicklung einer modernen Presse, wie sie in Frankreich, in England längst wirksam war, unmöglich machte. Für Bücher bestand die herkömmliche „Zwanzigbogenfreiheit": wenn sie mehr als 320 Seiten Umfang hatten, waren sie keiner Zensur unterworfen. Auch diese „Freiheit" galt also nur Werken, die bei den damals viel größeren Kosten schon durch ihren Preis keine weitere Verbreitung finden konnten.

Natürlich war der absoluten Bureaucratie auch die andere Form verdächtig, die zum Austausch von Ideen geschaffen war und führen mußte: das Vereinswesen. Daß Vereine, die auch nur die geringste politische Bestimmung hätten haben können, nicht geduldet wurden, verstand sich von selbst. Witterte sie doch bei jedem Versuch zu solcher Betätigung, wie in den dreißiger Jahren „demagogische", so jetzt „kommunistische" Antriebe. Da beugte man lieber vor. Ein „Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen", wohl durch die neuen sozialen Erscheinungen veranlaßt und in rein philanthropischer Tendenz begründet, genoh sogar die Ehre, vom König protegiert zu sein, trotzdem brüteten die Behörden an drei Jahre über die eingereichten Statuten, um dem Verein schließlich die Bestätigung zu verweigern! Man scheute wohl das Beispiel des ähnlichen Zweck verfolgenden „Handwerkervereins", der bei aller demonstrativen Loyalität doch die „unsicheren" Elemente unter den „Zugereisten" nicht ganz ausschalten konnte. Er wurde deshalb mit Mißtrauen überwacht. Ende 1848 holte die Polizei sogar zu einem großen Schläge aus. Es gab Verhaftungen, langwierige Untersuchungen. Aber schließlich erkannte man, daß wieder einmal viel Lärm um nichts gemacht worden sei.

Die Macht des absoluten Staates gewann der immer radikalere werdenden Intelligenz gegenüber hauptsächlich in allerlei kleinlichen Schikanen und Prozessen Geltung, mit denen er sie verfolgte. So wurden die badiſchen Demokraten J. H. Stein und Hecker, als sie 1845 nach Berlin kamen, sofort ausgewiesen. Ernst Dronke, der über das Berlin jener Tage ein vortreffliches Buch geschrieben hat, wurde ausgewiesen wegen einer — Theaterkritik. Zwei Jahre später wurde er, der dann 1848 neben Marx in der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" saß, wegen Majestätsbeleidigung, frechen Tadel der Landesregierung und Erregung von Mißvergnügen zu zwei Jahren Festung verurteilt. Ein anderer Literat namens Neuen erlebte wegen Vortrags des Heineschen Weberliedes und einiger anderen sozialen Gedächtnisse die gleiche Verurteilung. Das Gericht, er habe ein Gnadengesuch an den König überreicht, wurde allgemein mit Indignation aufgenommen. Ähnliches Aufsehen machte im Sommer 1847 das Verfahren gegen den Universitätsprofessor Mischelet, dessen in der neuen Studie sonderbarerweise nicht Erwähnung geschieht. Mischelet, ein radikaler Schüler Hegels, hatte sich unterfangen, eine Maßnahme des Kultusministeriums absällig zu kritisieren. Es wurde daraufhin sofort ein Disziplinarprozeß wegen „fabriziöser Amtsverletzung" gegen ihn eingeleitet: Mischelet ward der Professur formell entsetzt, doch blieb diese Maßregelung wie das Schwert des Damokles über ihm;

die sollte erst bei Wiederholung des peinlichen Verbrechens durchgeführt werden. Bei der Jubiläumsfeier der Universität Königsberg hatte Friedrich Wilhelm IV. als edelste Frucht des wissenschaftlichen Unterrichts verkündet: Treue und Gottesfurcht. Und hiermit sind die Grenzen, die der absolutistische Staat der akademischen Lehrfreiheit stellte, aufs deutlichste bezeichnet.

Diese Prozesse erschütterten das Ansehen der Regierung nur noch mehr und trugen das ihre dazu bei, die verpönten Ideen zu verbreiten und die oppositionelle Strömung zu verstärken.

Die Einberufung des Vereinigten Landtags, die 1847 in einer der romantischen Anwandlungen des Königs am Gedentag des „Aufrufs an mein Volk" geschah, war in Wirklichkeit ein erstes Zurückweichen vor dieser Strömung. Man hoffte, die Opposition des Bürgertums, die immer vernehmlicher wurde, mit einer Scheinopposition zu beschwichtigen. Aber das Gegebene befriedigte niemand. „Selbst die Schüler Steins im Beamtentum waren konstitutionell geworden." Und der Landtag, der noch dazu ausschließlich aus Vertretern des Grundbesitzes bestehen sollte, unter denen freilich, und nicht bloß unter den städtischen Delegierten, die neue bürgerliche Politik gewandte Gegner hatte, war keine gesetzgebende Versammlung. Seine Kompetenz war von vornherein sehr beschränkt: er hatte nur über die Vorlagen zu beraten, welche die Regierung ihm zuzuwenden für gut fand. Ein Beschlußrecht hatte er nicht. Trotzdem verstand man auch in dieser Versammlung der Auf sich Verfassung und Reformen nicht. Man schaffte sich die Gelegenheit zur Aussprache durch Petitionen. Die Verhandlungen fanden bei allen fortschrittlich Gesinnten größte Aufmerksamkeit. Und das um so mehr, als hier die Berichte öffentlich und zensurfrei waren. Ein positives Ergebnis konnten diese Beratungen natürlich nicht haben. Ihre Bedeutung bestand eben in der Kritik, die an der Praxis und den Plänen der Regierung geübt wurde. Die aber zeigte deutlich, daß die Gegenläufe schon zu tief geworden waren, um noch durch eine Politik der kleinen Mittel sich ausgleichen zu lassen. In größter Verstimmung ließ der König die Versammlung nach kaum zweimonatiger Dauer vertragen.

Diesen symptomatischen Wert der Landtagsverhandlungen verkannten die Radikalen, die sich aufs schärfste über sie äußerten: so etwa der damals ganz kommunistisch gesinnte Dichter Alfred Meißner, der geradezu von einer aufgeführten Komödie spricht, mit schönen Tiraden und winziger Handlung, mit Winkelzügen und Abolatenkniffen.

Zur Bildung geschlossener Parteien war es damals noch nicht gekommen, weder innerhalb noch außerhalb der Versammlung. Es fehlte zwar nicht ganz an Versuchen zur Bildung von Gruppen. Aber hierbei waren doch mehr Landsmannschaft und ähnliche Momente, als eigentlich politische Gesichtspunkte von Einfluß. Auch neben dem Landtag bestrebten sich einzelne Männer, deren Stellung zu den Fragen des Tages bekannt war, Fühlung mit Gleichgesinnten zu gewinnen; so Johann Jacoby, dessen Broschüre „Vier Fragen eines Ostpreußen" bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die schärfere Opposition der fortschrittlichen Elemente eingeleitet hatte; so Heinrich Simon, dessen Pamphlet „Annehmen oder ablehnen" die schneidigste Kritik der königlichen Patente gewies; so der Schlefier Friedrich Schlössel; alle drei sollte das folgende Jahr zur Höhe politischer Wirksamkeit hinaufführen. Aber erst unter dem Druck großer Ereignisse konnten die isolierten einzelnen, die Diskussionsklubs der Kabinetts, die Masse der Zeitungsleser und der wirtschaftlich gleich Interessierten verschmelzen zu den großen Körpern einseitlich wollender Parteien.

Die Hungersnotpreise der wichtigsten Lebensmittel hatten indessen gerade zu Beginn der Landtagsession zu bestigen Szenen auf den Berliner Wochenmärkten geführt. Frauen, bis zum äußersten gereizt durch die unverkämbten Forderungen der Händler, hatten deren Stände gestürmt, Säcke aufgerissen und sich des Inhalts bemächtigt. Schon wurden Läden geplündert. Die Polizei und militärische Assistenzen waren zu schwach. Ähnliche Auftritte wiederholten sich an den folgenden Tagen. Es kam zu Straßengefechten im Kleinen, bei denen es eine größere Anzahl Verwundete gab. Schließlich war fast die ganze Berliner Garnison aufgeboten, worauf nach einigen Tagen Ruhe eintrat. Und nach dem Militär bekamen die Gerichte Arbeit. Es hatte rund 200 Verhaftungen gegeben, von denen etwa die Hälfte zu Anklagen führten und 86 Proletarier wanderten ins Gefängnis, Buchhaus bis zu zehn Jahren wurde verhängt. Die Teuerung aber dauerte fort. . . . Der Bourgeoisie, besonders der Kleinen, war ein arger Schreck in die Glieder gefahren. Sie rief nach mehr Polizei. So tat sich der Gegensatz zwischen Bürgertum und Proletariat schon vor der Revolution für einen Moment auf. Der Forderung nach Organisation einer Bürgerwehr widerlegte sich aber die Regierung, welche in dieser ganzen Angelegenheit so kläglich versagt hatte: so verächtliches Streben nach Selbständigkeit schien ihr das ärgste unter allen Zeichen dieser entartenden Zeit und konnte nicht scharf genug bekämpft werden.

So ging das Jahr 1847 zu Ende. Es hinterließ ein notleidendes, aufgewühltes Proletariat, eine im Tiefsten unzufriedigte, an jeder Möglichkeit friedlicher Reformen zweifelnde Bourgeoisie. Wenn sie sich für einige Zeit zusammensanden, mußte die letzte Stunde des Absolutismus nahe sein.

Otto Wittner.